Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 80 (2002)
Heft: 2

Artikel: Philosophie der Stadt
Autor: Saner, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-341677

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Philosophie der Stadt[1]

Wie könnte eine Philosophie der Stadt aussehen? Wenn ich «der» Stadt sage, schleicht sich schon eine Gefahr ein: die Täuschung, alle Städte seien eigentlich gleich. Das trifft natürlich nicht zu. Wir haben es mit einer ziemlich kleinen Klein-

Hans Saner

stadt[2] zu tun und müssen dem überall Rechnung tragen. Wir müssen vor allem die grossstädtische Semantik vermeiden und unseren Überlegungen nicht Konzepte zugrunde legen, die für Kapitalen erarbeitet worden sind.

Eine Stadt soll ein ganzheitlicher Lebensraum sein. Damit meine ich: In ihr muss es Raum, Lebensraum geben für Bewohner jeglichen Alters, auch für Menschen unterschiedlicher Kulturen sowie für Pflanzen und Tiere in wünschbaren Mengen und Arten. Überdem muss offener Raum bleiben für Menschen, die nicht ständige, sondern sporadische Stadtbewohner sind, und ebenso für kurzfristige Besucher. Auch sollen in der Stadt alle basalen Lebensvollzüge im Prinzip möglich sein: Arbeiten, Zur Schule gehen, Sich Erholen, Wohnen, Schlafen, Flanieren, Spielen, Kranksein, Sterben. Die Frage ist lediglich, wie weit eine Entmischung der Vollzüge gebietsweise nötig und ratsam ist. Es sollte z. B. keine blossen Verwaltungs-, Schlaf- und Wohnstädte geben. Aber wahrscheinlich ist es nötig, dass es innerhalb einer Stadt Einkaufszonen, Ruhezonen und Pflegezonen gibt und vielleicht am Rand der Stadt Produktionszonen, Sportzentren usw. Der Raum der Städte sollte mit dem Leben ihrer Bewohner und ihrer Besucher auch erfüllt sein. Dieses Leben als Form nennen wir die Kultur einer Stadt. Sie gleicht nicht einer grossen Zeichnung, die ein sinnvolles, einheitliches Ganzes wiedergibt, sondern einem bunten Patchwork, das zusammengesetzt ist aus unterschiedlichen Lebensalters- und Gruppenkulturen sowie aus ethnisch unterschiedlichen Lebensformen. Diese Vielfalt ist nur stellenweise von Identität, insgesamt aber von Differenz durchherrscht. Eben dies macht den kulturellen Reichtum einer Stadt aus. Es fragt sich aber, wie in dieser Vielfalt ein Heimatgefühl noch erwachsen kann? An diesem Gefühl: Hier bin ich zuhause, hier ist meine Heimat, liegt ziemlich viel. Es ist vielleicht der Kern aller Geborgenheit.

Situierung

Eine wichtige Rolle für dem Aufbau eines Heimatgefühls spielt die Situierung einer Stadt innerhalb einer Landschaft. Die umgebende, einbettende Landschaft bleibt im Grossen und Ganzen konstant. Ihr steter, ruhender Charakter entspricht der Betrachtung, der Kontemplation, des Betrachters. Diese Gleichheit prägt sich dem Betrachter ein und prägt dadurch auch ihn.

[1] Der folgende Text stammt aus: Hans Saner: Burgdorferbriefe 1995, Burgdorf. Stadtbauamt 1997. Es handelt sich um den letzten Brief vom 28. August 1995. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

[2] Hans Saner hat seine Briefe für und an Burgdorf geschrieben.

Er selber ortet sich in der Umgebung. Damit Landschaft und Umgebung aus dem Blickpunkt der Städter überhaupt vorhanden sind, muss eine Stadt endlich sein; sie darf nicht ausfransen in die Nicht-Stadt. Sie muss also einen Rand (nicht einen Horizont, denn dieser wandert mit dem Betrachter) haben und womöglich einen Gürtel.

Vielleicht gehören auch Unterschiede der Höhenlagen dazu: Der Blick in die Hügel oder in die Berge, vielleicht auch in die Gräben oder die Niederungen oder in die offene Weite. Auch hier ist es die Differenz einerseits, die das Heimatgefühl ermöglicht, nämlich die Differenz von Stadt und Umgebung, anderseits etwas Bleibendes, mit sich Identisches, das über lange Lebensjahre den ruhenden Blick in die immer gleichen Gegenden ermöglicht. Die Empfindungsdialektik von Geborgenheit und Fernweh erwacht.

Erschlossenheit

Im Spielfeld dieser Dialektik will man nicht einfach zuhause bleiben müssen, sondern auch aufbrechen können. Man ist im Zeitalter der Mobilität nur dort zuhause, wo man nicht eingeschlossen ist, sondern jederzeit auch aufbrechen kann. Die Geborgenheit verlangt nach Weltoffenheit. Deshalb wollen die Städte, ob nun klein oder gross, erschlossen werden, d. h. mit den Wegen verbunden sein, die hinaus- und wieder heimführen. Es waren ursprünglich die Landwege in die Umgebung, dann die Landstrassen in die anderen Orte, dann die Eisenbahnen, die Autobahnen, und heute sind es auch die Flugrouten. Ein Anschluss an all diese Verkehrswege ist die Chiffre der Weltoffenheit und der Gastlichkeit einer Stadt. Er ist der Garant dafür, dass wir nicht an einem Zuviel an Heimat ersticken, sondern jederzeit einen Aus-Weg aus der Enge finden.

Erscheinungsbild

Das Erscheinungsbild einer Stadt ist durch seinen Rand von der umgebenden Landschaft getrennt und durch die Strassen in die Welt geöffnet. Es braucht Teile, die sich verändern und also Neues aufnehmen und zeigen, das zur Selbstdarstellung der jeweiligen Generation wird, und Teile, die sich kaum oder gar nicht verändern – zumindest aber bleibende Wahrzeichen, an denen der Blick der Bewohner und der Besucher sich dauerhaft orientiert. Das Erscheinungsbild hat in seiner Endlichkeit eine mehr oder weniger konzipierte, gewollte Form, und es hat durch seine Architektur Charakter (oder auch nicht). Städtebau ist der Versuch, einer mehr oder weniger zufällig und willkürlich gewordenen Stadt durch Korrektur doch noch so etwas wie Charakter im Nachhinein zu geben – oder der Versuch, in neuen Siedlungen und Quartieren städtischen Charakter neu zu markieren. Die Chance, eine Stadt von Grund auf neu zu bauen und Stadt architektonisch ursprünglich zu schaffen, ist bei uns nicht und vielleicht nie mehr gegeben. – Charakter heisst Eigenart durch Zeichen und Markierungen. Der Charakter des Erscheinungsbildes einer Stadt wird durch die markanten Bauten, Strassenzüge und Plätze im Verhältnis zu den Nicht-Bauten, gleichsam zu den Aussparungen, gesetzt, die innerhalb eines Stadtbildes sekundär auch baulichen Charakter haben.

Geborgenheit verlangt nach Weltoffenheit.

Das Leben in der Stadt

Der architektonische Charakter einer Stadt bliebe für sich selber tot. Erst die konkreten Lebensvollzüge auf allen Stufen des Lebendigen tragen Leben auch in die Architektonik und geben der Stadt insgesamt eine Seele und ein Herz. Wo sich alles auf eine glückliche Weise verbindet: die umgebende Landschaft, das

Erscheinungsbild und das Leben der Stadt, entsteht in ihr auch eine Geistigkeit besonderer Art. Die Romantiker haben sie den Genius loci genannt – zu frei übersetzt: den Zauber eines Ortes.

Die Kommunikation

Die innerste Zelle der Heimat ist die Wohnung.

Ein zentraler Faktor des städtischen Lebens ist die Kommunikation. Man sollte darunter nicht die Einweg-Botschaften der Behörden an die Bevölkerung verstehen oder bloss das Kreisen der Information, sondern die Wechselgespräche auf allen Ebenen: zwischen den Politikern, zwischen den Behörden und den Bewohnern, zwischen den sozialen Schichten und den ethnischen Gruppen und zwischen den Burgdorfern und den Menschen der Umgebung usw. Kommunikation gibt es überall: in den Amtsstuben, auf den Versammlungen, in den Wohnungen, in den Kaffees, in den Schulen, am Arbeitsplatz, an den Orten der Entspannung usw. Sie ist der praktizierte Geist des Alltags, der zuweilen sich unter Regeln stellt, zuweilen auch nicht. Für ihn sollte als letztes Regulativ gelten: Die besten Chancen zum gegenseitigen Verständnis gibt die Freundlichkeit. Das Wichtigste aber ist, dass überhaupt kommuniziert wird. Das ist im Emmental keine Selbstverständlichkeit. Es hat eine althergebrachte Kultur der Schweigsamkeit – allerdings gepaart mit dem ebenso alten Diktum: «Man muss halt reden miteinander» («me mues haut rede mitenang»).

Das Wohnen

Die innerste Zelle der Heimat ist die Wohnung. Wohnen ist eine Struktur, nicht ein Akzidens unserer Kultur und unseres Daseins. Wir leben wohnend. Für fast alle Menschen hat die Wohnung einen prägenden Charakter und ist zugleich der Ort der freien Selbstdarstellung: das Gesamtkunstwerk einer Gruppe oder eines Einzelnen. Sie ist auch das Refugium, das uns vor der ständigen fremden Normenkontrolle schützt und unsere Lebensvollzüge aus vielen Zwängen und Zensuren entlässt. In ihr darf man so manches, was in der Öffentlichkeit nicht erlaubt wäre. Sie ist der Raum der privaten Freiheiten und der autonomen Ordnung. Wichtig ist deshalb, dass die Hausordnungen nicht zu kleinlich sind. Die Wohnungen müssen gross genug sein, so dass die Bewohner nicht eingeengt leben müssen und immer noch Raum bleibt für Gäste, für Begegnungen und Kommunikation. Also dürfen die Mietpreise nicht allzu hoch sein. Über sie wird heute fast jegliche private Freiheit eingeengt: man lebt ohne freien Raum, es reicht nicht für Einladungen, man darf so vieles laut Hausordnung nicht, man steht ständig unter der ruinösen Drohung der Kündigung. Das ist der Kern der Zerstörung der städtischen Kulturen. Die Schuld liegt eindeutig in der asozialen helvetischen Politik. Es gibt in Europa kein zweites Land, in dem $^3/_4$ (in Burgdorf über $^2/_3$) der Bewohner in Mietwohnungen leben. Das ist einer der Gründe, weshalb in einem Richtplan Stadtentwicklung die Politik nicht ausgespart werden darf.

Die Arbeit

Heute hängt die Arbeitslosigkeit wie ein Damoklesschwert über allen Städten. Aus Städten mit grosser Arbeitslosigkeit wandern Bewohner ab – in Städte mit genügend Arbeit kommen neue hinzu. Kein anderer Faktor reguliert dermassen die Einwohnerzahl. Also muss sich ein Richtplan Gedanken über Arbeitsbeschaffung machen. Soll die Förderung auf neue Produktionsindustrien konzentriert werden? Von ihnen her droht indes sofort das Gespenst der Rationalisierung, durch die die Arbeitsplätze wieder verschwinden. Soll man also rationalisie-

rungsresistente Arbeit fördern: das Gewerbe, das Handwerk, die Dienstleistungen? Oder soll man ein Schwergewicht auf die Bildungs- und Vermittlungsarbeit legen? Soll man gar versuchen, politisch eine angemessene, neue Arbeitsverteilung durchzusetzen? Oder muss man überhaupt neue Formen der Konvivialität erfinden, die nicht mehr voraussetzen, dass jeder Bewohner in eine Lohnarbeit oder eine Verdienstarbeit einsteigt? – Im Augenblick weiss niemand ein praktikables Rezept. Sicher ist nur, dass die Verlängerung der Wochen- und Lebensarbeitszeit kontraproduktiv ist und die Gemeinden in Gefahr bringt. Denn sie werden das unausgesprochene Rezept der gegenwärtigen Gesellschaft – «Wir vertragen ökonomisch 10% und politisch 30% der neuen Armut» – nicht vertragen, weil es – im Rahmen einer bereits hohen Verschuldung - nicht nur die Steuereinnahmen verkleinert, sondern zugleich die Ausgaben für soziale Fürsorge erhöht. – Für kleine Städte sind wahrscheinlich Lösungen leichter zu finden als für Grossstädte.

Die Rückkoppelung

Städte sind von Menschen erbaut worden und Städte werden von Menschen bewohnt. Zwischen beiden findet ein wechselseitiger Prozess der Rückkoppelung statt: Die Städte prägen früh Menschen, die in sie hineingeboren worden sind, und sie verändern Menschen, die sich in Städten niederlassen. Anderseits verändern die Bewohner ihre Städte immerzu, teilweise das Stadtbild, teilweise einzelne Häuser und jede Generation alle Wohnungen. Wenn Menschen durch ihre Städte eng und unfrei werden, so werden sie diesen noch kleinlicher und einengender machen: baulich, kommunikativ und in den Lebensvollzügen. Es ist die Gefahr jeder Kleinstadt, den kleinlichen Stadtneurotiker hervorzubringen, der, selber mutlos, ein Netz der unerträglichen Kontrollen über die Stadt ausbreiten möchte. Davor schützen jederzeit: eine Schnupperlehre in der weiten Welt und ein genügendes Mass an Fremden in der Stadt. Die Heimat darf also nicht zu sehr Heimat werden, wenn sie daran nicht zur Fremde werden will.